



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Indianerkrieg in Kanada.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Indianerkrieg in Kanada.



wiel gesagt würde es sein, wenn wir, wie manche thun, England schlechthin als kranken Mann bezeichnen wollten. Aber eine besonders feste und ungestörte Gesundheit werden wir ihm auch nicht zuschreiben dürfen, und bisweilen sieht es aus, als ob die Gladstonesche Krankheit, an der es seit einigen Jahren leidet, doch auf ein tiefer sitzendes und ernsteres Übel im Körper des Weltreiches zurückgeführt werden müßte. Bald bricht hier, bald da eine Stelle auf, und kaum hat die eine sich geschlossen, so öffnet sich stracks eine andre. Fast immer erscheint die Heilung als eine nur unvollständige, ja als eine solche, die schwere Bedenken für die Zukunft einflößt. Jedenfalls hat das britische Gesamtreich an Kräften abgenommen, oder seine Mittel sind nicht in dem Maße gewachsen, wie seine Pflichten gegen sich selbst. Sein Ansehen ist allenthalben im Schwinden. Man läßt sich von ihm nicht mehr bieten, was man früher von ihm leiden zu müssen meinte, sich nicht mehr von ihm beschränken und ausbeuten. So in Afrika, am Nil und am Kap, so in Mittelasien und so jetzt auch im fernen Westen, wo ein Indianerkrieg ausgebrochen ist, der zwar noch keine großen Dimensionen zeigt und dessen erster Akt mit einem Siege der kanadischen Truppen endigte, von dem aber Sachkenner befürchten, er sei nur Symptom einer Gährung, aus der sich Gefährlicheres entwickeln werde, wenn auch vielleicht erst später.

Die Zustände und Verhältnisse, welche den Aufstand im nordwestlichen Kanada verursacht haben, sind im ganzen dieselben wie die, welche in den Vereinigten Staaten schon im vorigen Jahrhundert, noch mehr aber im jetzigen und besonders seit Erbauung von Eisenbahnen in den Gebieten des Westens und rascher Besiedlung der großen Prairie-Wildnis zwischen dem Mississippi und den Küstenstädten Kaliforniens und Oregons eine Reihe von Kämpfen zwischen dem weißen und dem roten Manne hervorriefen. Es ist der Streit der Kultur mit der Barbarei mit seiner Berechtigung und seinen Ungerechtigkeiten, in welchem sich der eingeborne Jägermensch gegen den eindringenden Ackerbauersmann, der ihm seine Jagdgründe und damit seine Existenzmittel nehmen will, nach Kräften zu wehren versucht, und damit verbinden sich in Kanada andre Elemente und Motive. Vor fünfzig Jahren wütheten in der nordamerikanischen Republik langwierige Kriege zwischen dem landhungrigen Yankee und den Schirokefen Georgias, sowie den Seminolen Floridas. Später entzündeten sich längs der großen Schienenwege, die sich allmählich vom Mississippi bis zum Stillen Ozean ausdehnten, wiederholt blutige Aufstände und Kämpfe bis in die Region der Felsengebirge hinein. So in den sechziger Jahren, als die Union- und Central-Pacific-Bahn erbaut wurde, so, als die Northern-

Pacific-Bahn Trapper und Ansiedler nach Dakota, Wyoming und Montana brachte, und so, als das Southern-Pacific-System nach Neumexiko und Arizona und in die Gebiete der Navajos und Apaches vordrang. Zuletzt ist nun die Reihe an Nordwest-Kanada gekommen, wo ebenfalls eine Eisenbahn vom Osten her dem Stillen Meere zustrebt und dabei die Länder durchschneidet, welche die großen Stämme der Crees, der Sioux und der Schwarzfüße bisher als ihr Eigentum betrachteten.

Die Billigkeit verlangt, daß wir den Unterschied hervorheben, der zwischen dem Verfahren der Weißen in der Union und dem der Kanadier herrscht. Dort geht man mehr oder minder brutal, hier im allgemeinen human und rücksichtsvoll vor. Dort, in der Republik, gilt dem Indianer gegenüber der Grundsatz, daß derselbe keinerlei Recht habe, welches der Weiße zu achten verpflichtet wäre. Man schloß Verträge mit Stämmen und brach sie unbedenklich, wenn sie sich unbequem erwiesen. Unablässig strömte eine Flut zum Teil sehr unlauterer Elemente über die Grenzen der Indianergebiete. Dieselben kamen als Vorläufer und Bahnbrecher der Zivilisation, repräsentirten sie aber sehr wenig. Ihre Ideen von Recht und Ordnung waren eigentümlicher Art, und Leben und Besitz des „roten Ungeziefers“ erschienen ihnen als völlig in ihr Belieben gestellt. Sie ließen sich nieder, wo es ihnen gefiel, und schossen die Rothaut über den Haufen, wo sie ihrer ansichtig wurden. Behörden gab es bei ihnen nicht, oder sie waren ohnmächtig. Die Regierung in Washington hatte einen kurzen Arm und nur ein schwaches Heer. Sie vermochte in den steten Kämpfen, welche die Ansprüche dieser Bevölkerung gefetzloser „Grenzströcke“ zur Folge hatten, nicht viel zu thun. Zogen jene gegen die Indianer den kürzeren — was nicht selten geschah —, so entsandte sie ein paar hundert Mann Soldaten, um die Niederlage der weißen Ansieder zu rächen. Wiederholt begegnete es dabei, daß solche kleine Feldzüge mißlingen und zu Niederlagen der Regierungstruppen führten, natürlich aber behielten sie zuletzt immer die Oberhand, und die Herrschaft der Weißen breitete sich immer weiter nach Westen aus, zumal da gegen den roten Mann auch Blattern und Branntwein stritten und den schlechten Elementen der weißen Bevölkerung mit der Zeit bessere folgten. Jenseits der kanadischen Grenzen ging dieser Eroberungsprozeß vielfach in anderer Weise vor sich. Die Ansiedler stellten sich hier von Anfang an auf freundlichen Fuß mit den Indianern. Sie waren meist „Akadier,“ amerikanische Franzosen. Ihre Niederlassungen waren Generationen hindurch so weit von der Zivilisation entfernt und so wenig durch Straßen zu Lande und zu Wasser mit ihr verbunden, daß Mischehen zwischen ihnen und Frauen von Indianerblut etwas gewöhnliches bei ihnen waren, und dieser Verkehr schloß maßlose Ansprüche der Ansiedler und Konflikte mit den Eingebornen fast ganz aus. Die Akadier und die Rothäute hatten dieselben Interessen, beide verschmolzen vielfach in Sitte und Brauch. Wo einmal Meinungsverschiedenheiten

über Mein und Dein vorkamen, wurden sie gewöhnlich durch die englischen Behörden nach Rücksichten der Gerechtigkeit geschlichtet. Die Leute gehorchten im ganzen willig den Gesetzen. Richter Lynch war unbekannt. Mehrere Indianerstämme gaben das Jägerleben auf und wurden Viehzüchter und Ackerbauer.

Das ging so fort, bis der Strom der Einwanderung englischer Elemente sich auch diesen nördlichen Gebieten zuwendete. Schon im Jahre 1869, bald nachdem Kanada die ungeheuern Territorien der Hudsonsbai-Gesellschaft angekauft hatte, veranlaßten die unbilligen Ansprüche jener neuen Ankömmlinge einen Aufstand der Indianer und Mischlinge am Redriver, den der Akadier Louis Niel als Führer leitete, und der eine Zeit lang umso gefährlicher erschien, als das Land für Truppen schwer zugänglich war. Zuletzt gelang es jedoch dem Oberst Wolseley, der später als General das Fellschakenheer Arabis bei Tel El Kebir schlug und jetzt sich vor dem Mahdi aus dem Sudan zurückziehen muß, die Insurgenten zu Paaren zu treiben. Niel flüchtete sich über die Grenze nach den Vereinigten Staaten, wo er fünf Jahre als Verbannter lebte. Er war aber in seiner Heimat (bei Manitoba) populär geblieben, und als er dahin zurückkehrte, wählten ihn die dortigen Indianer und Halbblutlinge sogar zu ihrem Vertreter im kanadischen Parlamente. Bald indes mußte er hier gewahr werden, daß er als Mitglied der Gesetzgebung nicht am Platze war, weil sich gegen die Majorität der Versammlung, welche auf seiten der neuen Ansiedler stand, mit Reden und Anträgen nichts für seine Auftraggeber ausrichten ließ, und so begab er sich vor einiger Zeit in den Nordwesten zurück, um wieder unter seinesgleichen zu leben. Die englischen Kolonisten hatten inzwischen die alten Besizer des Landes aus den Provinzen Ontario und Manitoba hinausgedrängt und zogen, als die kanadische Bahn nach dem Stillen Meere weiter vorrückte, in gleichem Schritte mit dieser fort. Von Manitoba aus, welches zum Mittelpunkte dieser Auswanderung wurde, brachen immer neue Schaaren zu Lande und zu Wasser auf, um sich in den Territorien Assiniboia, Saskatschewan und Alberta Wohnsitze zu suchen und Landeigentum zu erwerben, und dabei kam es vielfach zu Rechtsverletzungen. Den Indianern waren von der Regierung der Dominion von Kanada in der Westhälfte des Landes — die beiläufig etwa so groß wie Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen ist — weitgedehnte Landstrecken als Eigentum reservirt worden, und die Mischlinge waren ihnen dahin gefolgt und hatten sich vorzüglich im Westen des Winnipegsees, in Saskatschewan und Alberta niedergelassen. Alle diese Gegenden waren, als sie kamen, noch im Naturzustande, ohne staatliche und provinzielle Organisation, uneingetheilt und unvermessen, und der neue Ankömmling war befugt, sich nach Belieben ein Stück Land auszusuchen, sich darauf niederzulassen und es dann als sein Eigentum zu betrachten und zu behandeln, ganz so wie es die Squatters in den Vereinigten Staaten hielten. Wie groß das so erworbene Stück Land war, machte keinen Unterschied in dem

Besitztitel, es war eben genug neuer Grund und Boden vorhanden, um sehr weitreichenden Ansprüchen zu genügen.

Nun mußte aber, als der Bau der Eisenbahn bis zu diesen fernen Gegenden gediehen war und Massen von neuen Einwanderern sich zu beiden Seiten von ihr Wohnsitz suchten, die Zentralregierung in Ottawa daran denken, diese Gebiete vermessen zu lassen, sie in Provinzen und Distrikte einzuteilen und das Ganze in solcher Weise gegliedert und geordnet der Konföderation von Kanada einzuverleiben, und hierbei trifft sie der Vorwurf, nicht nach Billigkeit verfahren zu sein. Die Landvermesser gingen auf ähnliche Art zuwerke wie in den Vereinigten Staaten, d. h. sie teilten das Land in Townships von je 36 Quadratmeilen und diese letztern jede wieder in Sektionen; dann wurde das Vermessene vertragsgemäß in der Weise verteilt, daß in jedem Township auf 20 Meilen nördlich und südlich längs der Eisenbahn je 2 Quadratmeilen der Hudsonsbai-Gesellschaft, je 16 den Besitzern der Eisenbahn und das übrige der Regierung zur Überweisung an neue Kolonisten zufallen sollten. Auf die Rechte und Ansprüche der Mischlinge, die sich hier als Squatter des Grund und Bodens bemächtigt hatten, wurde dabei keinerlei Rücksicht genommen, dieselben galten als nicht vorhanden, da diese Leute allerdings unterlassen hatten, Lage und Größe ihrer Ansprüche bei den dazu bestimmten Behörden anzumelden. Die Regierung übergab wegen dieses Umstandes, der auf einem bloßen Formfehler beruhte, die betreffenden Landstrecken neuen Ansiedlern, und selbstverständlich machte dies unter den alten, den Halbindianern, sehr böses Blut. Sie reichten zunächst Verteidigungsschriften ein, in welchen sie ihr Squatterrecht wahrten und Anerkennung desselben vonseiten der Oberbehörden forderten, dann knüpften sie daran den Wunsch, die Regierung möge durch Freischulen für den Unterricht ihrer Kinder sorgen, und schließlich verlangten sie für ihre Nachbarn und Freunde, die Indianer, reichlichere Unterstützung durch Lieferungen von Getreide und andern Lebensmitteln, als sie bisher bekommen hatten. Durch letzteres sicherten sie sich den Beistand der Rothäute für den Fall, daß ihre Petitionen vergeblich wären und nun versucht werden müßte, ihre Anliegen mit Gewalt durchzusetzen. Die Zentralregierung wurde von den Unterbehörden in Kenntnis gesetzt, daß es in den Gebieten der Mischlinge gähre, und daß die Indianer ebenfalls unzufrieden seien, achtete aber nicht auf die Warnung und ließ die Angelegenheit der Petitionen verschleppen, und die nächste Folge war, daß die Gährung intensiver wurde und sich weiter ausbreitete, und daß endlich wieder eine Empörung ausbrach, an deren Spitze abermals Louis Riel stand.

Die Taktik der Indianer und ihrer Verbündeten, der Mischlinge, ist noch dieselbe wie zu der Zeit, welche die schwere Niederlage General Braddocks sah. Der letztere brach im Februar 1755 mit 2000 Mann, unter denen sich auch George Washington befand, von Richmond in Virginien auf, um das Fort Duquesne anzugreifen, welches die Franzosen in Westpennsylvanien an der Stelle errichtet hatten, wo jetzt Pittsburg steht. Er verachtete seine Gegner, mit denen sich die dortigen Indianer verbündet hatten, und das Ende war, daß er in einer Waldschlucht nicht weit vom Ohio von ihnen überfallen und so nachdrücklich geschlagen wurde, daß nur wenige seiner Leute dem Tode entgingen. Er selbst fiel, und von seinen Offizieren vermochte nur Washington sich zu retten. Auch der amerikanische General Crook, der in den letzten fünf- undzwanzig Jahren die Expeditionen gegen die Rothäute in Montana, Wyoming und Dakota leitete, hat erfahren, daß jene Taktik zuweilen zu verhängnisvollen

Erfolgen führt. Sie läßt sich kurz in zwei Worten ausdrücken: Hinterhalt und Überfall. Die Indianer treten einem Angriff niemals offen entgegen, auch dann nicht, wenn sie die Überzahl haben. Wenn der Feind gegen sie vorgeht, so löst sich ihr vor ihm stehender Heerhaufen sofort in kleine Gruppen und Schwärme auf, welche seinen Marsch flankiren und ihm in den Rücken zu kommen suchen. Wo das Terrain günstig ist, wird der Gegner aus verdeckter Stellung energisch beschossen, und dehnt sich sein Herr in dünne Linien aus oder zeigt es irgendwo Lücken, so erfolgt ohne Verzug ein blitzschneller Angriff. Die Indianer und Mischlinge des Landes im Westen des Winnipegsees werden bei dieser Kriegsführung wesentlich dadurch unterstützt, daß sie gut beritten sind. Die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer kleinen Pferde ermöglichen rasche Manöver und für den Notfall ein rasches Entkommen, für den Sieg langdauernde Verfolgung. So hatte der General Middleton, als er gegen die Insurgenten, nachdem dieselben eine Anzahl Kolonien überfallen, deren Bewohner als Geiseln fortgeschleppt und einige Beamten zu Gefangnen gemacht hatten, zu Felde zog, durchaus keinen verächtlichen Gegner vor sich, zumal da dieselben aus den Vereinigten Staaten gute Schießgewehre erhalten hatten und die genaueste Kenntnis des Landes und der Vorteile besaßen, die es dem Verteidiger bietet. Zunächst kam es zu einigen Scharmützeln, die unentschieden blieben. Indes wichen die Leute Riels zurück. Donnerstag den 7. Mai rückte Middleton mit 500 Mann und einigen Geschützen von Fish Creek in der Richtung von Batoche vor, wo der Feind, wie man annahm, Stand zu halten entschlossen war. Zu gleicher Zeit sollte der Dampfer Northcote den Saskatschewan hinabfahren und bei dem Angriff auf Batoche mitwirken. Der letztere Plan mißglückte aber, indem das mit Scharfschützen besetzte Fahrzeug sich vor dem wohlgezielten Feuer der Insurgenten zurückziehen mußte und dabei an seichter Stelle stecken blieb. Am 9. Mai ging Middleton selbst gegen das Dorf Batoche vor, wobei die Truppen durch dichten Wald mit Unterholz zu marschiren hatten. Als sie sich dem Orte näherten, schlichen sich Rundschafter voraus. Sie bemerkten keinen in Linie aufgestellten Feind, sondern nur vereinzelte Gruppen von Mischlingen, die sich bei der Kirche und einigen Hütten auf dieser Seite des Flusses befanden. Die Hauptmasse des Dorfes liegt auf dem andern Ufer. Der englische General ließ seine Artillerie gegen die Insurgenten das Feuer eröffnen, und sie leisteten nur schwachen Widerstand und zogen sich bald hinter das Dorf zurück. Middleton scheint daraufhin unterlassen zu haben, seine Flanken und seinen Rücken gegen einen Angriff zu decken; denn plötzlich entstand hinter ihm Lärm und Verwirrung. Ein starker Haufen der Gegner hatte sich ihm in den Rücken geschlichen und sich auf die Geschütze gestürzt, die nicht genügend durch Infanterie gedeckt waren. Die kanadischen Soldaten ergriffen die Flucht und suchten ein Versteck im Walde. Es schien einige Minuten, als ob die Kanonen verloren gehen würden, und damit wäre die Niederlage der Engländer entschieden gewesen. Zum Glück für sie stand eine Strecke davon ein Gatling-Geschütz (eine Art Mitrailleur) mit einem englischen Offizier, der den Gebrauch desselben kannte, und dieser Umstand bewahrte das kleine Heer vor der Vernichtung. Kapitän Howard richtete seine Mitrailleur auf die vorstürmenden Mischlinge und Rothhäute. Man vernahm durch das wirre Geschrei und Getöse derselben das kaffemühlenartige Klappern der Maschine, und ein nicht endemollender Strom von Kugeln legte die vorderste Reihe der Stürmenden hinweg. Die übrigen stutzten und wendeten sich dann zur Flucht in die benachbarten Büsche. Die Artillerie war damit gerettet,

aber Middleton konnte nicht daran denken, die Gegner, die sich nach ihrem Rückzug in den Schützengräben, die von ihnen hinter dem Dorfe angelegt worden waren, festgesetzt hatten, nochmals anzugreifen. Sie behaupteten sich diesen Tag in ihrer Stellung, zielten kaltblütig und ohne Verschwendung von Munition, und der englische Oberbefehlshaber mußte schließlich berichten, daß er „bis jetzt viel weniger erreicht habe, als er gehofft.“ Die Regierung ließ ihm darauf Verstärkungen zugehen, und vielleicht wird er sie für die nächste Zukunft noch nötig haben. Gegenwärtig scheint dies nicht der Fall zu sein. Denn Montag den 11. Mai führte er einen kräftigen Stoß gegen die Insurgenten, der sie unerwartet traf. Am Tage vorher hatte ihm Kiel einen Brief zugesandt, in welchem er drohte, die in seinen Händen befindlichen Gefangenen niederschließen zu lassen, wenn die Engländer weiter vorgingen. Middleton antwortete darauf mit einem Bajonnetangriff, der die Gegner überraschte und aus ihren Gräben in das Dorf trieb, und ehe ein zweiter Drohbrief übergeben werden konnte, waren die Gefangenen befreit. Bald darauf erschienen weitere Truppen auf Dampfern, um den Rebellen den Rückzug abzuschneiden, und Kiel fiel ihnen am 15. Mai, als er mit Dumont und drei andern Führern der Aufständischen zu Pferde zu entkommen versuchte, in die Hände. Es wäre möglich, daß man ihn diesmal als rückfälligen Rebellen zum Galgen verurteilte, und die englischen Kanadier wünschen dies, wie berichtet wird. Es würde aber eine Unklugheit sein, er würde in den Augen der französischen Bewohner des Landes und der Mischlinge als Opfer für eine gerechte Sache sterben, also ein Märtyrer werden. Er vertrat bei seinem ersten Unternehmen die Rechte und Wünsche mehrerer Tausende von Kanadiern, und die Regierung erkannte dies 1869 dadurch an, daß sie den Mischlingen Zugeständnisse machte, die sie ihnen vor dem Aufstande versagt hatte. Sie wird jetzt vermutlich desgleichen thun; denn sie würde andernfalls die Halbindianer und deren zahlreichere Freunde unter den roten Stämmen des Nordwestens weiter zu fürchten haben. An Aufreizung und Unterstützung derselben von amerikanischer Seite her, wo der Fenierbund jede Gelegenheit, den verhassten Sassenagh zu schaden, ergreift, wird es nicht fehlen, und die großen Indianerstämme Westkanadas sind leicht zu bewegen, den Tomahawk auszugraben und den Kriegspfad zu betreten. Der jetzige Kampf war kurz, aber nicht unblutig. Nach dem Treffen bei Batoche fand man auf der Wahlstatt gegen neunzig Leichen, keine geringe Zahl, wenn wir bedenken, daß hier nicht viel mehr als tausend Mann gegeneinander kämpften. Auch sind die Indianer, die sich den Mischlingen angeschlossen hatten und deren Häuptling Poundmaker den englischen Truppen zwanzig Wagen mit Proviant weggenommen hat, noch nicht in ihre Wigwams zurückgekehrt. Die Crees, einer der mächtigsten und wildesten Stämme, machten Miene, sich in Masse gegen die Weißen zu erheben, und daß man an den Beratungsfeuern der Sioux nichts gutes gegen die Letztern plante, ist ebenfalls bekannt geworden. Nach dem Ausgange des Mischlingsaufstandes wird man sich hier wohl beruhigen, aber der Natur der Sache nach wird es wahrscheinlich nur eine Veratung sein. Das Feuer wird fortglimmen und nur mit dem Leben des letzten roten Mannes in Kanada völlig erlöschen. Daß es in den Vereinigten Staaten ebenso ist, gewährt geringen Trost; denn hier sind Mittel und Kräfte der Regierung bei weitem größer, und der Prozeß, um den sichs handelt, kann darum hier nicht sehr lange mehr währen.